

# Die Koss vom Mühlenhaus

Urheberrechtsschutz Roman-Verlag A. Schwabenstein, München

Roman von Josef Zich

## 5. Fortsetzung.

Horst grübelte darüber nach, wie und wo die Briefstasche in Verlust geraten konnte.

Hat er sie verloren? Hat man sie ihm? Stahel man sie ihm?

Er denkt so stundenlang nach und findet keinen Anhaltspunkt. Die Möglichkeit eines Verdachtes auf Pepi Gruber schließt er sogleich entschieden aus.

Endlich kommt der Pepi von seinem Spaziergang zurück. Mit strahlendem Gesicht betritt er das Zimmer, aber als er Horsts verzerrtes Gesicht erblickt, fragt er schein:

„Sie scheinen inzwischen Ärger gehabt zu haben, Herr Kronberg?“

Horst berichtet ihm von dem Mißgeschick.

„Allmächtiger da droben!“ ruft der kleine Kellner aus der Provinz entsetzt. „Das ist ja fast ein kleines Wunder, was Sie da losgeworden sind!“

„Die Papiere“, sagt Horst nervös, „die Papstrolle Ich kann nicht gut weiter ohne einen Ausweis.“

„Glauben Sie, daß man Ihnen die Tasche irgendwo gestohlen hat?“ fragt Pepi.

„Ausgeschlossen, ich habe sie bestimmt verloren“, gibt Horst nachdenklich zurück. „Halt mal die Hand, wie beide uns gestern an jener Wegkreuzung trafen, da hatte ich die Brieftasche noch. Das weiß ich ganz genau, denn ich machte mit meiner rechten Hand eine Bewegung nach dem Rücken meines Rückfaches, um diesen zurückzurufen, und da fühlte ich mit der Hand die Brieftasche, die in meiner inneren rechten Brusttasche steckte.“

„Und da haben wir später beide unsere Röcke ausgezogen, weil uns das Befestigen des hügeligen Geländes gut half gemacht hat. Es war dies kurz bevor wir jenen Bauer mit dem zwei Hegen trafen.“

„Ja, so war's“, fällt Horst ein. „Ich kann also die Brieftasche allein auf dem Weg von dort bis hierher verloren haben, vielleicht auch gleich, als ich den Hock abnahm.“

Da meint Pepi Gruber entschlossen:

„Machen wir uns nur schnell auf die Suche. Legen wir das Stück Weg langsam zurück, wer weiß, ob jemand inzwischen den gleichen Weg gegangen ist und die Brieftasche entdeckt hat. Wir haben vielleicht Glück.“

Horst überlegt eine Weile, dann sagt er hastig:

„So kommen Sie, lieber Freund, wenn Sie so gut sein wollen, mir behilflich zu sein.“

Sie gehen eiligst durch die Gaststube, und der Wirt sieht erstaunt in ihre verstörten Gesichter.

Horst erklärt ihm alles und ersucht ihn noch schnell, die paar Briefe zur Post zu bringen, die droben in seinem Zimmer auf dem Tische liegen.

Der Wirt scheint von Horsts Mißgeschick teilnahmsvoll berührt zu sein, aber er weiß doch einen Trost:

„Es kann leicht möglich sein, daß eure verlorene Brieftasche noch unberührt auf dem Weg liegt, auf dem so viele Leute verkehren. Und wenn sie jemand gefunden haben soll — die Leute hier bei uns sind ehrlich!“

Horst und sein Begleiter machen sich eifrig auf die Suche.

Soweit es ihnen möglich ist, gehen sie genau den gleichen Weg zurück, den sie gestern am Abend und noch am späten Nachmittag ins Dorf gemacht hatten, bis zu jener Stelle ungefähr, wo Horst seinen Rock abgenommen hat — und auf alle Fälle dann noch ein weiteres gutes Stück zurück.

Aber sie finden nichts. Auch am Rückweg nicht.

Nach vier Stunden mühevollen Suchens kehren sie dann endlich wieder mühsam zum „Goldenen Ochsen“ zurück. Es ist schon gut über die Mittagsgzeit.

Der Wirt tritt ihnen sichtlich guter Laune entgegen.

„Nichts gefunden, was? Freilich, der Weg war unsonst gewesen.“ Er nickt lächelnd mit seinem umfangreichen Kopf.

„Aber gefunden ist eure Brieftasche doch — ja sie ist bei unserem Gemeindevorstand zu begeben.“

Horst sieht ihn erstaunt an.

„Wirklich?“

Die Wirtin und die Blonde Eva, die jetzt herbeikommen, bestätigen es mit hellen Gesichtern. Horst merkt es deutlich, daß sich diese Menschen für seine Sache aufrichtig, von Herzen freuen. Auch Pepi Gruber atmet erleichtert auf. Denn er hat seinen Wanderkameraden schon während der kurzen Zeit seines Besammenseins mit ihm sehr lieb gewonnen und schätzen gelernt.

In der Gaststube nehmen sie dann das Mittagmahl ein. Pepi Gruber will wieder „Einwendungen“ machen, aber Horst legt ihm nahe, daß er sich doch zufrieden geben möge, um so mehr, als sie das Schicksal doch bald genug wieder trennen wird und sie dann wohl nie wieder im Leben zusammen treffen würden.

Da scheint Horsts Wanderkamerad ein wenig traurig zu werden und binahe zu vergehen, daß dort drüben beim Schanktisch des Ochsenwirtes blonde Eva steht und ab und zu mit ihren Blauaugen verstohlen zum Tisch herüberzuckt.

Aber wenn gelten eigentlich diese Blicke — ihm, dem Pepi? Oder vielleicht dem ersten jungen Mann an seiner Seite mit dem vornehmen, hübschen Gesicht und dem sicheren, gewinnenden Auftreten? . . .

Langsam erscheinen in dem Gastraum schon die ersten Männer einer Bauernkapelle mit ihren Instrumenten unter dem Arm. Denn an jedem Sonntag gibt es am Nachmittag beim „Goldenen Ochsen“ Tanzmusik. Hier trifft die Dorfgemeinschaft zum fröhlichen Tanz ein, und die Kapelle schmettert die Röhler und Polkas nur so bis in den späten Abend hinein. Im Garten der Gastwirtschaft werden gleichfalls Tische aufgestellt und alles für den Tanz vorbereitet.

Horst wendet sich inzwischen an den Wirt:

„Aber hat eigentlich die Brieftasche gefunden?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnet der Wirt. „Kurz nach dem Ihr Euch auf die Suche begeben habt, ist der Hannes, unser Gemeindevorstand, mit seiner Trommel durch das Dorf gezogen und hat es den flammenden Leuten kundgetan: daß eine Brieftasche mit einer größeren Geldsumme etwas außerhalb Gottesanad gefunden worden ist und daß die Tasche vom Verlustträger jederzeit beim Gemeindevorstand abgeholt werden kann.“

Das ist ein großer Erfolg und ein erster energischer Versuch, wirkliches Meergold zu gewinnen. Man geht dabei so vor, daß erst einmal ein Teil des Wassers abgeriegelt wird. Man legt trocken, beutet den Schlamm aus, leitet ihn aber wieder zurück und läßt dann das nach der Abwässerung erst einmal fumpfig gewordene Gebiet austrocknen. Besondere Pumpen zur Auffassung und Auslaugung des Sumpfbodens und Schlammes sind schon gebaut worden. Doch mit dieser Auslaugung ist die Sache nicht zu Ende. Vielmehr geht man anschließend dazu über, den Boden für spätere Kulturzwecke herzurichten. Es hat sich gezeigt, daß auf derartigen Boden Baum-

„Heute aber, am Sonntag, ist der Gemeindevorstand wohl nicht im Amt. Ich werde mich also dann morgen zu ihm begeben.“

„Ihr könnt ihn gleich auffuchen“, meint der Wirt, „dann habt Ihr wieder eure Ruhe.“ Hannes hat in seiner Kundmachung gesagt, daß der Herr Gemeindevorstand in dieser Sache heute in seiner Wohnung anzutreffen ist. Er wohnt gleich gegenüber dem Gemeindehaus.“

„Nun, dann ist es ganz gut, wenn ich die Sache gleich erledigen kann.“

Nach dem Mittagessen macht sich Horst gleich auf den Weg, und die Angelegenheit ist auch bald erledigt. Horst muß dem freundlichen Mann, aber nicht ohne eine gewisse bürokratische Würde amtierenden Vorstand einige Angaben machen über Aussehen und Inhalt der gefundenen Brieftasche, und dann vergleicht der Amtmann das Lichtbild auf der Registrierung mit Horst.

„In Ordnung!“ sagt er schließlich und reicht Horst die Brieftasche, deren Inhalt vollkommen unverändert ist. „Sie haben Glück gehabt, die Gottesanader sind ehrliche Leute.“

Horst reicht ihm die Hand.

„Meinen besten Dank, Herr Vorstand. Ich bin nun gerne bereit, dem ehrlichen Finder mehr als den ihm gesetzlich zustehenden Finderlohn zukommen zu lassen.“

Der Gemeindevorstand schüttelt den Kopf.

„Das ist nicht nötig, mein Herr. Der Finder, oder besser die Finderin hat darauf im vorhinein verzichtet.“

„So? . . . Na, da läßt sich eben nichts machen. Aber ich möchte mich dann wenigstens bei diesem braven Menschen persönlich bedanken. Wer hat also die Brieftasche gefunden?“

„Die Koss vom Mühlenhaus“, meint der alte Mann, und seine Miene scheint heller zu werden. „Die Tochter des Dorfmüllers am Bach oberhalb des Ortes.“

Da bedankt sich Horst nochmals und geht.

In den Gassen des Ortes herrscht jetzt ein ziemlich lebhafter Verkehr. Hübsche Mädchen und gutaussehene Burshen in ihren netten Volkstrachten strömen lachend und scherzend dem „Goldenen Ochsen“ zu, aber auch ein paar ältere Leute scheinen diesem Beispiel zu folgen.

Nun, den Dorftanz will er sich auch mal ansehen, denkt Horst lächelnd.

Eine Gruppe ganz kleiner Mädchen, die sich an den Händen halten, mit ihren Kröpfen gebundenen hellen und dunklen Zöpfen, und puppenhaft reizend in der eigenartigen Tracht, kommt ihm entgegen.

Horst stellt sich ihnen in den Weg.

„Und wo geht ihr denn hin, kleine Mädchen, wenn die Großmutter alle zum Tanz ellen?“

Wieschlammig erklingt die Antwort:

„Wir gehen hinauf zum Mühlenhaus, zur Koss!“

„So? Und was macht ihr denn dort?“

„Spielen gehen viel Spielen — so schön!“

Und schon sind sie entwischt und laufen lachend davon.

Also spielen gehen diese Kleinen zur Koss vom Mühlenhaus und er war der Meinung, daß es sich bei der Koss schon um ein erwachsenes Mädchen handle. Das trifft also demnach nicht zu. Aber es ist ja gleich — ein gutes, ehrliches Kind ist dann eben die kleine Koss!

Horst fühlt sich abgelenkt und müde, noch von dem am strengenden Absuchen des Geländes am Vormittag nach der verlorenen Brieftasche. So beschließt er denn, erst morgen nach dem Mühlenhaus hinaufzugehen. Er schlendert durch ein paar Gassen, um sich den Ort ein wenig näher anzusehen, und staunt immer wieder über die blühenderen Häuser und Höfe, sowie über die gefundenen, kerneneraden und aufrechten Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

## Was würde heute so eine Pyramide kosten?

Es ist heute bekannt, daß die Pyramiden eigentlich nur gebaut wurden, um irgendeine Notstandsarbeit zu verrichten, um sonst rebellische Entearbeiter außerhalb der Erntezeit ein wenig an der Hand zu haben. Deshalb wurde auch nur immer in Monatsrhythmen gebaut. So allein erklärt es sich, daß man für die Pyramide oft mehrere Jahrzehnte brauchte. Das wäre nämlich nach dem normalen Leistungsprinzip sonst nicht möglich gewesen. Man hätte einen ganzen Schwung Pyramiden fertigbekommen müssen in der genannten Zeit.

Das ergibt sich sonnenklar aus einer sehr interessanten Berechnung, die ein englischer Ingenieur aufgestellt hat. Er rechnete nach, wie teuer heute so eine Pyramide zu stehen käme. Den Auftrag gab ihm ein Amerikaner, der vielleicht irgendwo in seines Herzens tiefstem Grunde die Absicht hat, sich solch ein Steinbühnen in eine amerikanische Landschaft setzen zu lassen, damit man ihn nie vergesse. Das Resultat lautet, daß man mit 150 Millionen Dollar glatt auskäme.

Bei der Kalkulation wurde angenommen, daß rund 10 000 Arbeiter auf die Dauer von 2000 Arbeitstagen benötigt würden. Bei einem Tagelohn von 2 Dollar für einen gelerntem Maurer käme man dann eben auf die Summe, die oben genannt wurde. Nun läßt sich allerdings eine Ersparnis von 10 v. H. erzielen, wenn man statt der massiven Steinausführung sich bereit findet, eine Pyramide in armiertem Beton im Kauf zu nehmen. Aber das wird der Millionär, der die Berechnung machen ließ, selbst wissen müssen.

## Gold aus dem Moppo-See

An der Südküste von Chosen (Korea) wird man in diesen Tagen daran gehen, einen großen Damm zu ziehen, um einen Teil des Wassers des als Moppo-See bezeichneten, abzutrennen und schließlich nach und nach trockenzuliegen. Eine Anzahl Inseln, die Moppo unmittelbar vorgelagert sind, beweisen, daß man es hier mit einer Bodenbildung zu tun hat, die nicht gar zu alt sein kann. Man hat nach einigen Untersuchungen des Bodens durch die Chosen-Chemische-Minengesellschaft den Entschluß gefaßt, mit einem relativ großen Einsatz an Paraphernalia ein kühnes Unternehmen aus dem Boden zu stampfen.

Die Proben hatten ergeben, daß man aus dem Boden tieferen reinen alluvialen Goldes herausholen konnte. Sind die Schätzungen richtig (und daran besteht kein Grund zu zweifeln), wird man mindestens 1,5 Milliarden Yen in Gold aus dem Meeresboden, denn das ist ja schließlich der Untergrund des Moppo-Sees, herausholen können.

Das ist ein großer Erfolg und ein erster energischer Versuch, wirkliches Meergold zu gewinnen. Man geht dabei so vor, daß erst einmal ein Teil des Wassers abgeriegelt wird. Man legt trocken, beutet den Schlamm aus, leitet ihn aber wieder zurück und läßt dann das nach der Abwässerung erst einmal fumpfig gewordene Gebiet austrocknen. Besondere Pumpen zur Auffassung und Auslaugung des Sumpfbodens und Schlammes sind schon gebaut worden. Doch mit dieser Auslaugung ist die Sache nicht zu Ende. Vielmehr geht man anschließend dazu über, den Boden für spätere Kulturzwecke herzurichten. Es hat sich gezeigt, daß auf derartigen Boden Baum-

## Hygiene so oder so! / Was ist falsch, und was ist richtig? — Der Arzt spricht — Die natürliche Körperform

Hygiene, die Sorge des Menschen für seine Gesundheit, solange diese noch in Ordnung scheint, gehört zu denjenigen Gebieten, auf denen ernstliche Bemühungen und abergläubische, oft jeder Grundlage entbehrende Ideen so eng miteinander verflochten erscheinen, daß man sie kaum auseinanderkennen kann. Dabei stellt die Hygiene einen der wesentlichsten Zweige moderner Medizin dar, deren überragende Erfolge auf allen Spezialgebieten ohne Hygiene überhaupt nicht vorstellbar sind.

Vielleicht werden als Hygiene jedoch auch solche Bemühungen zur Erhaltung menschlicher Gesundheit bezeichnet, deren Wert weder zu beweisen noch als wahrscheinlich zu betrachten ist. Hygiene ist für viele nahezu zum Schlagwort geworden, das trotz seiner wohlmeinenden Absicht für denjenigen, der sich von ihm beherrschen läßt, durchaus nicht ungefährlich ist, da klare Erkenntnisse vom Wert eines bestimmten Verhaltens in gesundheitslichen Dingen dadurch vielfach in ihr Gegenteil verkehrt werden. Anstelle klarer Erkenntnisse treten so unbegründete Illusionen, mit denen sich die Wissenschaft beschäftigen muß, um ihre Wertlosigkeit zu beweisen.

Wenn in den letzten Wochen beispielsweise in unseren illustrierten Zeitungen über von amerikanischen Strandbädern erschienen sind, auf denen man sah, wie amerikanische Girls unter der Parole „Braun werden um jeden Preis“ sich von extra dafür bezahlten „Braunbädern“ beim Baden in der glühenden Mittagssonne überbrühen und von Zeit zu Zeit „umwenden“ ließen, so ist damit ein besonders krasses Beispiel für den Vergriff der „Wendehygiene“ gegeben. Licht, Luft und Sonne sind für den modernen Menschen eine selbstverständliche Angelegenheit geworden. Stuben- und bleichsüchtige Mädchen erscheinen uns durchaus als Gesel. Aber — braun sein bedeutet noch längst nicht Gesundheit, bedeutet es vor allem dann nicht, wenn es nicht diejenige gesunde Hautfarbe darstellt, die etwa die Frau eines Bauern bei der Feldarbeit bekommt, sondern durch

molle ausgezeichnet gedeiht. Also wird man auf den „Goldfeldern“ nachher Baumwolle pflanzen. Führen diese jetzigen Experimente zu einem guten Erfolg, wird man unverzüglich auch an anderen Gegenden Japans und möglichst wieder in der Nähe von Chosen versuchen, Gold zu bergen. Es soll — und das ist ein anderer Grund, weshalb man diesen Gedanken so zäh verfolgt — gezeigt werden, daß die Japaner nicht zu den Habentischen gehören sondern aus dem Nichts, das man ihnen nachläßt, alles herauszuholen, was sich herauszuholen läßt — und sei es selbst Gold aus dem Boden des Moppo-Sees.

## Was ist falsch, und was ist richtig? — Der Arzt spricht — Die natürliche Körperform

mühtiges Herumstehen und -Liegen erworben wurde. Wie sehr eine sonnengebräunte Haut aber Gesundheit vorzuziehen kann, sieht man in Höhenkurorten usw. an Lungenschwanken. Auch die werden im Verlauf ihrer anstrengenden Tätigkeit schließlich braun — ob sie dabei oder dadurch allein schon gesund sind, ist aber eine ganz andere Frage.

Ebenso wie mit dem Braunsein verhält es sich übrigens auch mit der Schlankheit. Schlanksein ist schön. Ein sportlich durchgebildeter Körper ist für Männer wie Frauen in unserer Zeit das persönliche Ideal. Wer schlank ist, stellt für gesund gehalten und doch hat es gerade damit seine eigene Bewandnis. Denn die Schlankheit, die gesund ist, kann immer nur die Folge eines entsprechenden, sportlich bestimmten Lebens sein. Dies erfordert Bemühung, Arbeit und tägliches Training, während die meisten ihre Schlankheit dadurch zu erwerben trachten, daß sie sich „schlank hungern“ und gegen die dem Mühsamkeit entsprechende Neigung ihres Körpers zum rundenlichen Ansatz einen verzweifelten Kampf unter Anwendung oft mysteriöser und häufig sogar gefährlicher Pillen und Tropfen führen. Hygiene, Sorge für die Gesundheit ist dieses nicht, eher stellt es das Gegenteil dar, denn die Zahl derjenigen, die am Ende einer solchen „Schlankheits- und Verjüngungskur“ mit häßlichen Wangen, schlaf gewordenen, aschgrauer Haut und einer unstillbaren Müdigkeit den Arzt aufsuchen müssen, ist so groß, daß man davon erschrecken kann.

Von einer ernsthaften Gesundheitspflege aus gesehen bedarf die nahe zu natürliche Uebererschätzung der Schlankheit, wie sie durch die Mode der vergangenen Jahre hervorgerufen wurde, überhaupt einer Berichtigung. Denn das normale Maß, die normale Schwere und der natürliche Umfang des Menschen ist für jeden durch seine Konstitution vorbestimmt. Gesund ist aber der Mensch nur dann, wenn er bei ausreichender Menge und vernünftiger Zusammenfügung seiner Nahrung diesem durch